

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Mein erster Schatz
Autor: Steinmann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Wanderer

Wieder steh ich an des Weges Scheide —
 Trüb und traurig wird des Stromes Leuchten,
 Eine Dohle flattert von der Weide
 Und verfliegt im Nebeligen und Feuchten.

Trüber stets und schwindender und blässer
 Zeigt sich Hesperus, der so verheißend
 Mich begleitet über die Gewässer,
 Und auch er ward ungetreu und gleißend!

Und die Stunden, die sich im Entschweben
 Auf mein leises kaumgewagtes Bitten
 Mir verweilend doch noch hingegeben,
 Sind mit spätem Glanz hinabgeglitten.

Alles gleitet, gleitet, dunkelt, altet —
 Wohin rett' ich mich aus diesem Bangen?
 Ungeheures, das die Nacht gestaltet,
 Hält mit tausend Schauern mich gefangen.

Siegfried Lang, Basel.

Mein erster Schatz.

Erzählung von Gust Steinmann, St. Gallen.

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

Des Werdburger Buben Stinli Steinburg erster Schatz war das Albertinli Gisler, eine Waise im Alter von nahezu zwölf Jahren. Das Mädchen war noch ein rechtes Kind und hatte hinter blutroten Lippen zwei schöne große Schaufelzähnen; die waren schneeweiß und hinterließen, wenn sie in den Rosenapfel bissen, feine gleichmäßige Abdrücke. Das Albertinli hatte auch goldblondes Haar, das in einem langen Zopf niederhing und durch ein rotseidenes Band am Sonntag oder ein blausamtenes Bisklein des Werktags zusammengebunden war. Vorn, links und rechts des Scheitels wölbten sich über der Stirne zwei flachweiche Wellen. Stinlis erster Schatz hatte auch dicke gesundfarbene Backen und auf der Stumpfnase einige und zwar gar nicht kleine Sommerprossen. Die stunden jedoch dem Kinde gar nicht übel. Albertinlis Augen waren groß und schön.

Als Stinli, der Realschüler, das Mädchen zum ersten Male traf, wurde es ihm heiß in den Schläfen, und lange ist der Bub stillgestanden und hat nach dem hochbewachsenen Bohnenbeete geschaut, wo zwischen den laubumponnenen Stangen Albertinli Gisler die Schmetterlingsblüten betrachtete. Es sang ein Lied dazu, und auf Hennenhubers großem Birnbaum piff ein Vogel, dem wohl zu Mute war. Die Sonne schien, und des Stinli Herz wollte schier stille stehen vor Bewunderung des friedesatten Bildes.

Dann ist der Stinli heimgegangen und hat zu Hause sinnend, träumend das Vesperbrot gekaut und zu niemandem ein Wort gesprochen. Der Bub sah nur das Mädchen vor sich stehen: zart, schön und mitten in Sonnenstrahlen und leuchtendem Bohnenlaub. Der Stinli ist allzeit ein eigener Bub gewesen, und als sie ihn an jenem Abend zu Hause fragten: „Sag, Stinli, was machst für ein dummes Gesicht! Machst du das Wetter? Bub, was hast du wieder angestellt?“ — da hat er die Zähne zusammengebissen und ist wild geworden, zornig fast, weil sie ihn störten in seinen Gedanken an das Albertinli Gisler. Auf und davon eilte Stinli. Die Welt war ihm mit einem Male zu klein, die Luft zu schwer und die Brust zu eng. Hinter dem Hause, das an der Sonnenhalde steht, dehnte sich dazumal eine große, sanft ansteigende Wiese aus; die zog sich hinauf bis zum Falkenwald. In die Aue lag der Bub, ins reife Gras, und schlug die Arme nach beiden Seiten, daß der Blütenstaub von hohen Halmen wie gelbgrüne Wölkchen im Winde zerfloh. Lichtnelken, langstielige Vergißmeinnicht und schwanke Sternblumen wiegten sich zu des Buben Seite; er preßte die Augen ins Gras und sehnte sich nach einem unbekanntem Glücke. Dann kam ein Falter, der tanzte vor Stinlis Augen, bis sie sich schlossen zum Traume.

Stinli sah einen großen Garten, und um diesen

war eine Hecke gezogen. Hinter ihr stand das Albertinli, und durch einen mächtigen Baum funkelte die Sonne. Der Träumer küßte das Mädchen und preßte seinen Mund auf die blanken Schaufelzähnen; die waren kühl wie Erdbeeren am Waldbrand. Stinli erwachte; er eilte nach Hause und war am selben Abend ein schweigjamer Trogkopf. Die Vase hielt den Buben für krank und meinte, er wäre zu viel gesprungen und habe dabei das Herz übermäßig angestrengt. Und Stinli mußte Aconitum einnehmen wie ein schwacher Kranker! Das ärgerte ihn, und er fühlte sich mit einem Male so abhängig von alldem, was ihn umgab. Da tauchte, wie aus dem Werdburgersee das Irrlicht steigt, in dem Buben der Gedanke auf: „Wenn ich einmal ein Mann bin!“ Und der Bub sah zum Himmel empor. In des Stinli Herz war namenlose Begierde nach reiserem Leben erwacht.

Des Morgens hat man ganz andere Ansichten als des Abends. Auch dem Stinli ist es so gegangen. Aus der unruhigen Nacht kam ein taufrischer Tag. Die blitzenden Fäden der Wanderspinne zogen sich wie Silberhaare von Busch zu Busch. Schwalben flogen um den Kirchturm zu St. Notker, und ein großer Schmetterling steuerte mit leichtem Flügelsschlage der Sonne zu. Stinli schritt über die Gartenwege, trank von dem Morgendufte und war glücklich.

Des Nachbars Haustüre schlug ins Schloß. Ueber die grünangelauene Sandsteintreppe sprang, mit einer Puppe am Herzen, Albertinli Gisler. Der Bub sah das Mägglein an, dieses ihn — und beide wurden sie rot. Aber der Morgen machte den Stinli mutig, und er sprach: „Guten Tag, Fräulein Nachbarin!“ Er wollte höflich sein und war stolz auf den Gruß. Aber die Kleine lachte laut: „O, sagen Sie mir doch du! Ich bin kein Fräulein, ich bin ja nur das Albertinli Gisler!“

Und Stinlis erster Schatz lachte wieder, und die beiden scharfen Zähne glänzten wie der Firn am hohen Girberg.

Der Bub stand recht dumm da, gar einfältig, wie es Landbuben in solchen Fällen immer begegnet. „Dann mußt du mir auch du sagen, gelt? Ich bin der Stinli Steinburg. Seit drei Wochen wohn' ich in der Stadt!“

„Stinli?“ fragte erstaunt das Dirnlein und preßte entzückt das Puppengeschoß fest an sich. „Ei, ei! Wie passen Stinli und Tinli gut zusammen! Wie ein Gedicht! Wo bist du bis jetzt zu Hause gewesen, Stinli?“

„Am Rhein,“ sagte der Bub, „am Rhein, wo der Fluß am Bierarhorn vorüberfließt und hohe Dämme ihm den Weg weisen, wo ein mächtiges, weißes Schloß auf dem Staudener Sprung steht und kleine Häuser im Bergschatten liegen. Werdburg heißt's dort. Schon der heilige Gallus hat es gekannt. Oben, wo der Kalanberg das Tal abschließt, liegt in einer sonnigen Wanne das Land Saruns. Berge, hohe, steile, grüne Berge sind überall, und in den schwarzen Hochwäldern rauscht der Föhn. An den Landstraßen stehen hohe Pappeln; auf den Wiesen weidet das Vieh, schöne braune Kühe und gehörnte Geißen, die miteinander immer Streit haben, toll hüpfen und nach dem Salz meckern. In diesem Land bin ich daheim. Es steht in wilden Reben und vom Hollunderbaum beschattet mitten unter Blumen ein kleines weißgeputztes Haus an der Landstraße. Da blühen die teller-

großen Sonnenblumen und das blaue Gretchen im Busch, das Stiefmütterchen und die Papstmünze, die Rosengeranien auf grünem Blumentritt und der geheimnisvolle Feuerbusch, in den ein kleiner Vogel sein Nest gebaut hat. Das Erbsenbeet ist voll weißer Blumen, als säßen tausend Kohlweißlinge auf den krausen Ranken. Tomaten mit blutroten Früchten und ein schlanker, edler Pfirsichbaum sind an der Föhnseite, wo der blanke Klopfer an der Eichentüre hängt. Und ein Vänklein ist im Garten, roh und nieder, die Arbeit meines Vaters, entsprungen aus der Liebe meiner Mutter zur Sonne . . . Hier, Albertinli, war es schön! Schau“ — und Stinli faßte nach des Mädchens Rechte — „es ist jetzt alles aus, und ich weiß heut noch nicht, wer das Glück durch die Türe des Gartens auf die Landstraße hinausgetrieben hat. Hinterm Spiegel hat eine schillernde Pfauenfeder gesteckt, und die Menschen sagen, das bringe Unfriede ins Haus. Wir haben viel Unfriede gehabt; alles hat er verzehrt, und das Kreuzifix ob dem Arbeitstisch meiner Mutter hat keine Nacht mehr gehabt . . .“

Stinli schwieg; mit angstvollen Augen sah ihn das Mädchen an. Es vermochte die Geschichte nicht zu verstehen.

Dann aber sagte das Albertinli, es müsse nach dem Gemüsebeet. Und es ging eilends; als es wiederkam, hielt es zwischen den feinen Fingern das Grünzeug, in der andern Hand ein spitzes Messer.

„Ich will dich töten,“ lachte das Kind.

„Da, stich zu!“ sagte der Bub und deutete auf sein Herz.

„Nein, nein, Stinli, dann käme ich ins Zuchthaus und du in den Himmel!“

„Glaubst du?“

„Ei ja! So junge Menschen kommen noch nicht in die Hölle!“

Jemand rief nach dem Mädchen. Es nahm die Puppe, die es auf die Haustreppe gelegt hatte und flüsterte dabei: „Wollen wir heute nach dem Staudengüggi?“

„Ja,“ sagte der Stinli, „ich warte dir, Albertinli!“

„Und ich dir, Stinli!“

Dann war das Mädchen im Hausgange verschwunden. Der Stinli stand an der Hecke; schier gingen ihm die Augen über vor Freude. Er mußte nun: diesem Gefühl, das er empfand, sagten die Menschen Liebe! Und Liebe in sich zu fühlen, das war Stinli ein neu erstandenes Glück. Bis jetzt hatte er der Liebe wenig empfangen und wenig genossen. Und was er jetzt in sich trug, das war eine so starke, stolze Liebe!

* * *

Ueber Notkerlingen, der Kleinstadt, schwebten leichte Mittagswolken. Die Pappeln auf den Gemeindeböden neigten sich fürnehm im Ostwind. Hoch über den Menschen stand die Sonne.

Am Wege zum Staudengüggi lag ein umgestürzter Brunnentrog aus Sandstein. Auf ihm saß der Stinli jetzt und pfliff ein Lied. Er hatte ein Buch mit sich genommen; darinnen waren schöne Geschichten, die gedachte der Bub dem Mädchen vorzulesen. Und nun kam das Albertinli Gisler, mit leuchtendem Gesichtchen. Es trug einen großen Strohhut mit einem breiten blauen Band,

trug auch einen gestreiften blau und weiß getupften Rock. Das Kleid ließ den zarten Hals frei und die Brust mit den feinen blauen Aederchen.

So stand das Mädchen vor dem Bub. Sie gaben sich die Hand, und der Stinli sagte: „Ich hab' ein Buch mit mir genommen und will dir daraus vorlesen. Auch ein großes Stück Brot steckte ich mir in den Sack. Das essen wir dann zusammen.“

„Wie fein!“ jagte das Albertinli, und es rahn aus dem Puppenwagen ein buntbemaltes Büchchen und sprach: „Schau, was ich hab!“ Es öffnete die Büchse, und drinnen lagen in schneeweißem Zuckerstaub feuerrote Johannisbeeren.

„Das ist etwas Gutes,“ meinte der Bub, und die Kleine sagte: „Auch für dich, Stinli!“

Dann gingen sie bergan; links und rechts standen Blumen. Wie wundervoll doch die Welt war!

Das Staudengluggi war dazumal noch nicht so überbaut wie heute. Ein wenig unterhalb des rauschenden Tannenwaldes stand mitten auf der Weide ein großkroniger Birnbaum. Darunter lag ein Quaderstein, zwei Schritte lang und kniehoch. Das Gras um den Baum war weicher als außerhalb des runden Schattens. Es war saftig und zart. In kleinen Funken fiel das Sonnenlicht durchs Gitterwerk der Aeste und rieselte durch den tanzenenden Mückenschwarm.

Unter dem Baume hielten Albertinli und Stinli an. Das Mädchen hatte den Hut beiseite gelegt und das Puppenkind aus den Kissen genommen. Der Bub lag im Gras. Und nachdem sie lange nichts geredet, zupfte der Junge das Mädchen am Arm. Dieses schaute um: „Wollen wir die Beeren essen?“

„Nein, jetzt noch nicht; aber Albertinli, ich hab' dich nur fragen wollen, könntest — du — mich lieb haben?“

„Warum?“ Das Mädchen sah den Stinli ganz erstaunt an.

„Ja, ich meine nur so!“ O, wie des Buben Herz pochte, wie heiß es ihm durch den Leib rann! Von neuem kam diese stolze, starke Liebe. Stinli faßte Albertinli bei der Hand und sprach weich: „Laß uns spielen! Du bist meine Frau, ich bin dein Mann, die Puppe ist unser Kind!“

„Sind wir nicht zu groß zu diesem Spiel,“ fragte das Mädchen.

„Nein . . . Aber du sollst es niemandem sagen, Albertinli, nicht den Buben in der Gasse!“

„Sicher nicht!“ beteuerte das Kind.

„Und auch nicht den Mädchen!“

„Sicher und heilig nicht!“ versprach Albertinli.

Dann nahm es die Puppe und trug sie sorgsam, wie man ein Wickelkindchen trägt, zu dem Buben hin und sagte: „Haben wir nicht ein schönes Kindlein? Schau, es schläft jetzt!“ Und die kleine Mutter hielt das Püppchen so schief, daß die Klappaugen zufielen. Und die Kinder summten Achsel an Achsel:

„Schlaf, Kindlein, schlaf!“

Dein Vater ist ein Graf.

Dein Vater ist im Pommerland,

Und Pommerland ist abgebrannt —

Schlaf, Kindlein, schlaf!“

Dazu sang in den Aesten der Wind.

Jetzt legte die kleine Ehefrau das Puppenkind ins Gras, nahm das Decklein und die Kissen aus dem

Wagen, breitete alles in der Sonne aus, schlug mit den Händen den Staub aus dem Flaum und sprach: „Schau, jetzt wird das Bettzeug so lustig wie Kücklein!“

Und Stinli sah dem Mädchen zu. Da richtete er sich auf, langsam, zögernd, und es wogte in ihm wie eine Brandung am lenzjungen Ufer. Der Bub ballte die Hände und fühlte eine unheimliche, männliche Kraft in sich erwachen. Er umfaßte das Albertinli, preßte es an sich, und auf den zarten, purpurnen Mund drückte er seine Lippen. Das Mädchen zitterte — ein leichter Schrei, dann schmiegte es sich an den Jungen, scheu und wimmernd. Stinli aber war stolz; süß war der Atem, den er einjog, und kühl waren die schneeblassen Zähne, die sein Mund berührt hatte. Die große Befreiung war gekommen: er war ein Bursche geworden und hatte herausgefunden, daß das Leben mehr ist als das bloße Sein . . .

Und als der Stinli wieder zu sich kam und das Albertinli aus den Armen ließ, da sah ihn das Mädchen mit tränen schweren Kinderaugen an und schluchzte: „Aber, aber, Stinli, was hast du getan! Das dürfen wir nicht mehr tun! Gar nie mehr!“

Da dachte der Junge nach: Wenn man sich küßt, so ist das nichts Böses! Meine Mutter hat mich auch geküßt. Die Menschen küssen sich allerwegen! Warum soll ich es nicht tun dürfen? Ist das Albertinli denn nicht ein liebes Mädchen? Und Stinli sagte: „Nein, das ist nichts Böses, Albertinli. Ich habe dir nur zeigen wollen, wie sehr ich dich lieb habe. Glaubst du mir nun, daß ich dich gern habe? Sei mir nicht böß des Kusses wegen! Albertinli, gelt, trägst mir nichts nach?“

Da lehnte das Mädchen mit der Stirne an Stinlis Brust und blieb so, bis ihm vor Müdigkeit die Puppe aus den Armen fiel. Dann legte der Bub seinen ersten Schatz ins weiche, blumenreiche Gras der Aue.

Stinli brach weiße Sternblumen und stochte einen kleinen Kranz, indem er Blüte an Blüte hängte. Dann legte er die Blumen der Ruhenden auf's Haupt. Wie glänzte gerade heute die Welt so schön! Der Lärm aus den Gassen drang wie eine ferne Brandung zum Baume herauf. Und vom Wald her kam ein leises Summen, als erzählten sich die Tannen eine geheimnisvolle Geschichte. Vom Hang herüber wehte der Klang der Herden-glocke; fernab jauchzte der Hüterdube. Sonst war alles still; nur neben dem Stinli gingen die leisen, süßen Atemzüge des Mädchens. Der Junge hing eigenen Gedanken nach. Zuerst sann er über sich selbst, dann baute er aus kühnen Ideen stolze Luftschlösser; Hoffnungen krönten die Türme. Schon sah sich Stinli als Mann, und das Wesen, das von des Kusses wilder Haft so müde geworden, sollte des Stinli Frau werden.

Und der Stinli sann weiter und schwor bei sich, an seinen Plänen festzuhalten, auch wenn die Menschen sie mit Bengeln bedrohen würden. Ihm erschien dieses erste Aufklackern der Zuneigung und dieses Erwachen der Erkenntnis des Lebenszweckes als etwas heiliges. Und dem Liebenden ward es klar, daß er um der Liebe willen auf Erden ging. Ihr wollte er alles opfern.

Ueber die Wiese flog eine Meise. Sie zwitscherte lustig, und ein zweites Vögelchen kam, und die beiden schwebten hoch hinauf in die Luft. Hernach flogen zwei Schmetterlinge vorüber; die flatterten einer um den

andern in fröhlichem Spiele. Unterm Baume waren zwei Menschenkinder, und zu ihren Füßen lag ein kleines Püppchen.

Vom Turme St. Notters dröhnte der Wepperschlag. Stinli flüsterte seiner Gespielin ins Ohr: „Albertinli, die Johannisbeeren?“ Und als das Mädchen nicht erwachte, hob es der Junge sachte auf und sah es bewundernd an. Endlich öffneten sich die zarten Augen, und das Mädchen flüsterte: „Ich hab' geträumt, Stinli.“

„Was?“

„Von dir ... Ich sag' nicht was ...“

Da setzten sich die beiden ins Gras, und aus dem Puppenwagen holte das Albertinli das Büchlein mit den Beeren. Stinli grub aus der tiefen Innentasche seines Kittels sein Stück Brot, suchte die Mitte, brach das Brot und reichte die eine Hälfte dem Mädchen. Und die Kinder waren wieder Kinder geworden und dachten

nur an den Augenblick. Hinter dem fernen Tannenbergl mit seinen schlankflämmigen Kiefern auf dem Ramme tauchte das erste Abendgewölk auf. Es war goldig und lang gezogen, ein breites, leuchtendes Band, von urstarker Hand gespannt. Und über der Flammenbrücke ruhte die Sonne auf einer hochgetürmten Wolke aus. Die Schatten waren milder geworden, und die Blumen neigten sich im Abendwinde.

Auf dem Wege vom Staubengüggi nach Nottferlingen gingen zwei Kinder, die etwas erlebt hatten, das sie zu inniger Freundschaft verband.

Es kam eine laue Nacht. Stinli barg sein Haupt in die Kissen, und er sah ein Mädchen mit roten Wangen, purpurnen Lippen und blendend weißen Schaufelzähnen. Und in zwei Augen sah er! Das Albertinli Gisler war ihm erschienen und sprach: „Stinli, haben wir nicht ein schönes Kindlein! Sieh, jetzt schläft's!“

Das Lichtgäßlein.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Olga Amberger, Zürich.

Abendlich in der Dämmerung stieg ein kleiner blasser Mann, der eine rote Nelke im Knopfloche seines langen Rockes trug, das steile ruhige Lichtgäßlein hinunter. Die ohnehin schon enge Gasse war der Länge nach in zwei Hälften geteilt, wovon die eine rauh gepflastert war und die andere eine schmale Treppe bildete. Zu jeder geräumigen, niedrigen Stufe brauchte der einsame, ältliche Mann zwei kurze Schritte, sodaß er auf eine fast zierliche Art langsam in der hellen menschenreichen Duerstraße unten ankam, als träte er aus einem steinigen, ausgetrockneten Bachbettlein in eine glatte lebendige Flut. Vorerst brannte ihm ein erleuchteter Fleischladen in die Augen; die Fleischstücke lagen roh und grausam rot auf dem blutigen Marwortlich, das Messer hieb ein, und die Mädchen und Frauen nahmen lachend ihren Anteil. Daneben blühte ein Modewarengeschäft, in dessen Auslagen die bunten Frauenhüte auf kurzen Holzpföcklein beisammensaßen wie Vögel auf der Stange. Dem schloß sich ein Gemüsekrämladen an, der in farbigem Durcheinander von Rot, Grün und Gelb der städtischen Straße eine ländliche Heiterkeit brachte, die ihr gut tat. Der Boden schien violett, und wo ein Laternenlicht sich verbreitete, lag es gleichsam als gelbe Wasserlache auf dem ebenen Pflaster; bei Regenwetter aber kam der Spiegelglanz von einem natürlichen nassen Leberzug. Vor dem zweitürmigen romanischen Münster dehnte sich die Straße zu einem weiten Plaze auseinander, dem tagsüber eine ungezählte Schar wilder nagelgrauer Tauben ihre Ehre antraten, die auch, weil sie im ausgehöhlten Mauerwerk der Kirche wohnten, als anhänglichste Kirchenbesucher gelten konnten. Manchmal sah man einen kräftigen, weißen Frauenarm aus dem Fenster eines nahestehenden Hauses den frommen Tauben winken; er gehörte einer lächelnden jungen Frau, die mit diesem Spiel ihr gelbhaariges Bübchen scherzend unterhielt. Der Mann mit der roten Nelke wandelte fast unbeachtet durch die Leute und bog in die engste unter allen Gassen der schönen, alten Stadt ein. Er wand sich dem Zickzack folgend zwischen vielstirnigen braunen Häusern hindurch. Der heiße Atem einer Backstube quoll in die Gasse, und aus einem Instrumentenlager scholl hin und wieder versuchsweise ein hurtiger Trompetenstoß oder der zitternde Ton einer in Schwingung gebrachten Geigenlaute. Die engste Gasse führte in eine der Hauptstraßen und befam an ihrem Endstück schon ein helles Auge vom breiten Leuchten der großen Stadt. Mit diesem Auge konnte sie den ersten feuchten Streifen des grünen Flußes sehen, der ruhig und unentwegt seinen Lauf vollführte, wie die unaufhörlich vorüberfließende Zeit, die sich weder besinnt noch jemals stille steht.

Dem Fluß entlang zog sich auf der linken Seite das älteste Stadtviertel hin. Seine Häuser saßen alleamt verwahrlost aus und streckten Elbogen und Knie aus den verwachsenen Kleidern, worüber dunkle, nasse Striche und Spuren hinliefen, als wäre eine riesige, klebrige Schnecke darauf herumgekrochen. Sie schauten mit runzeligen, grauen Gesichtern dem Wasserlaufe zu, hingen, obwohl in Größe und Form verschieden, nahe aneinander und lagen zu Füßen einer aus den Anfängen der Stadt übriggebliebenen Festungsmauer, auf deren Höhe ein wehender Garten von hochbetagten Lindnbäumen blühte, der dem alten Gemäuer als Krone wohl anstand. Während oben die Lindnbätter übermütig und lustig in der Luft flatterten, vollzog sich unten im friedlichen Gewimmel der Treppchen, Türmchen, Fensterchen und Erkerchen ein kleines, fleißiges Leben, so geschäftig und zierlich wie in einem unberührten Ameisenstock. Mitten darin lag ein winziges Gärtlein nahe am Wasser als ein blumiges Teppichlein in einer klembürgerlichen Staatsstube. Daneben begann sich auf der Straße und im Hausgange eines großen Gewölbes ein vielgestaltiger Trödelstrom offen und frei auszubreiten. Wahllös standen und lagen neben einander alte gelbe Bilder und Stiche, tannene Kästen und nußbaumene Möbel, bemaltes Geschirr und meergrüne Ofenkacheln, allerhand Kleinodien, seidene und brokatene Stoffe und mancherlei verstaubter Hausrat, womit das einzige krumme Gäßlein des Quartiers unterhaltfam ausgefüllt wurde. Das ganze Viertel hätte schon vor Jahren einem neumodischen breiten Quai sich opfern sollen; aber die Räte der schönen Stadt nahmen nie den Anfang dazu. Sie mochten die Kosten fürchten und wollten den guten Geruch nicht so bald verlieren, in dem sie standen, solange sie die ursprünglichen und eigentümlichen Häuser angeblich aus künstlerischen und pietätvollen Gründen ungeschoren stehen ließen. So blieben die Häuser einstweilen an ihrem Orte, und für die Stadt, in deren Besitz sie standen, kam dabei nichts Ersprießlicheres heraus, als daß die rissigen Mauern täglich mehr zerfielen und dem Flußufer ein Stück weit ein recht besonderes Bild verliehen, während mancher geärgerte Bürger das dort ruhende Stücklein Kapital bedauerte, den Nutzen einer Veränderung überschlug und die krummen Häuser verwünschte. Das mochten sie fühlen, sie schienen sich ängstlich und lebensmüde zusammenzuducken; nur des Abends wachten sie mit zitternder Freude. Dann empfing beinahe jedes Fensterlein sein Licht, ein ruhendes mildes oder ein flackerndes hüpfendes. Die vielen blinkenden Punkte aber tauchten im Wasser unter, den gebrechlichen Mauern gab der kühl dahinschreitende Fluß im